

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Geßler, Friedrich: Die unglückliche Glocke. Ostermärchen [2 Bilder;  
Claudius, Wilhelm]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Die unglückliche Glocke.

Ein Ostermärchen von Friedrich Geßler.



Die Stadt meiner Väter, liebe Kinder, ist alt und ehrwürdig. Sie hat breite und starke Mauern, auf welchen zur Sommerzeit Gras wächst, sodas die Dachen und die Kühle, die Schafe und die Ziegen, wenn sie unten auf der Straße vorbeigeführt werden, gewöhnlich stehen bleiben und sehnsüchtig hinaufschauen nach

der grünen Weide. Viele Häuser lehnen an die Mauer an und dort pflanzen die schönen jungen Bürgerstöchter Nelken, Rosen und andere duftende Blumen auf das alte Gemäuer, daher kommt's, daß um die Pfingstzeit ein lieblicher Duft um die ganze Stadt weht. Dann sind die Menschen freundlicher gesinnt gegeneinander, hadern nicht und zanken nicht: so groß ist die Macht lieblich duftender Blumen auf das Menschengemüth.

Inmitten der Stadt ist ein großer Platz und auf diesem Platz steht die herrliche, alte Münsterkirche zu St. Jakob. Sie hat nur einen, aber einen sehr hohen Turm und sieben Glocken, von denen sechs heute noch ein wunderbar melodisches Geläute geben. Die sechs Glocken sind von grauem Erz, die siebente von glänzendem Silber. Oben im Turm wohnte der alte Glockenwächter Andreas Vogtenberger. Er hatte ein nettes kleines Stübchen, dadrinnen sein Bett stand, daneben ein Kasten, ein Tisch, ein bequemer breiter Großvaterstuhl, der ebenedem mit schwarzem Leder ausgeschlagen war, jetzt aber Kliden und Löcher zeigte. Unterm Fenster hing ein Käfig aus Hölzchenholz, dadrin ein Star die Stadt und die Menschen drunten recht klug überhante. Der Alte hatte seine Lieblingsbuben, die ihm läuten halfen, und unter denselben war ich am besten dran. Drum hat er mir Geschichten und Erlebnisse erzählt, soviel er nur wußte, so oft er aber eine Erzählung beendet hatte, sagte er stets: „Diese Geschichte weißt du nun, aber die Geschichte der silbernen Glocke erzähl' ich dir nicht, die muß ich für mich behalten.“ Darum hat mir auch besagte silberne Glocke stets in die Augen gestochen, so oft ich dem Alten auf dem Turm das Läuten besorgen half. Sie war so schön glänzend und so zierlich und doch durfte ihr Strang nicht gezogen werden. Auf meine Frage: warum nicht? antwortete mir der Alte: „Die Leute sagen, sie habe sich versündigt, ihr Klang würde binnen Monatsfrist großes Unglück über die Stadt bringen!“ Das wollte mir schwer zu Kopf.

Eines Tages läutete der Alte unten neben seiner Stube mit den andern Buben die grauen Glocken, ich aber stieg in den Glockenraum hinauf, um irgend etwas anzustellen. Die erzernen Glocken schlugen schon mächtig und feierlich an, da dachte ich, nun kannst du's schon wagen und zog an dem Seil voll Spinnweb und Schmutz die kleine Silberglocke an. Aber wie erschrak ich da: statt melodischer, silberner Töne stieß die Glocke ein häßliches, martererschütterndes Geschrei aus. Ich ließ das Seil sofort fahren, eine schwere Angst hatte sich meiner Seele bemächtigt: ich dachte an das Unglück, das nun über die Stadt kommen werde. Sofort schlich ich den Turm hinab, ohne dem alten Vogtenberger unter die Augen zu kommen. Fünf volle Wochen bestieg ich den Turm nicht mehr, so sehr ich auch von einem schmerzlichen Heimweh nach dem Alten gequält war. Dieses Heimweh war jedoch durch die Furcht vor dem schweren Unalück gezügelt, das unserer Stadt bevorstehen sollte. Nächte hindurch konnte ich kaum schlafen, nach einem Monat jedoch, da kein äußerlich sichtbares Unglück über unsere Stadt gekommen war, fastete ich mir ein Herz und ging wieder zu meinem lieben Alten und beichtete ihm. Der gute Vogtenberger war mir nicht gram, er schüttelte mir sogar herzlicher denn je die Hand und sagte, ich solle ihn nicht mehr so lange allein lassen. Er war froh, daß das Gerede von dem Unglück nur ein Gerede war, und erzählte mir nun die Geschichte der silbernen Glocke wie folgt.

Auf dieser Glocke steht eingegraben die Jahreszahl 1549. \* In jener Zeit mußte jede Glocke in der Leidenswoche des Herrn ihre Reise nach Rom machen, um den Segen des heiligen Vaters zu holen zu einem tröstlichen Geläute für alle übrige Zeit des Jahres. Anno 1549 also in den ersten Wochen des Januar wurde das silberne Glöcklein hier aufgehangen und es erfreute arm und reich, groß und klein durch seinen milden, freundlichen und friedfertigen Ton. Die Leute gingen wieder lieber in die Kirche, da sie den frommen Klang hörten und es war darüber große Freude bei den geistlichen Herren wie auch bei dem hochehrlichen Magistrate unserer Stadt. Da kam alsdann die Leidenswoche des Herrn. Die Glocken berieten sich zuvor über ihre gemeinsame Fahrt und über alles das, was sie nötig hätten zur weiten Reise ins Land Italien. Dabei waren die erzernen Glocken hochmüthig und zeigten sich neidisch auf ihre jüngste Schwester, das Silberglöcklein, weil dieses so fromm und gottselig erklang und die unchristlichsten Leute zur Kirche zu befehren verstand. Ja sie machten insgeheim untereinander aus, daß sie die silberne Schwester allein ziehen lassen wollten, und siehe da, am Gründonnerstag mittag, kaum war das Sanctus verklungen, da war die ganze Gesellschaft mit einem Mal auf und davon geflogen und nur das Silberglöcklein befand sich noch einsam im hohen und weiten Turm. Es fing an, sich vor den vielen Eulen, Dohlen und Fledermäusen zu fürchten, die da in großer Zahl nisteten und ihr Wesen trieben. Es weinte bitterlich, denn es war geängstet durch die Einsamkeit wie durch den weiten Weg, der ihm bevorstand, die hohen Berge, die tiefen Seen und die reißenden Ströme, über die es fliegen mußte.

So blieb das arme Glöcklein, schwer im Herzen erregt, noch eine Nacht im hohen Turm. Sie war so lang diese Nacht, die erste einsame seines jungen Lebens. Die Dohlen und die Fledermäuse fingen schrecklich zu toben an, da die großen Glocken fort waren,

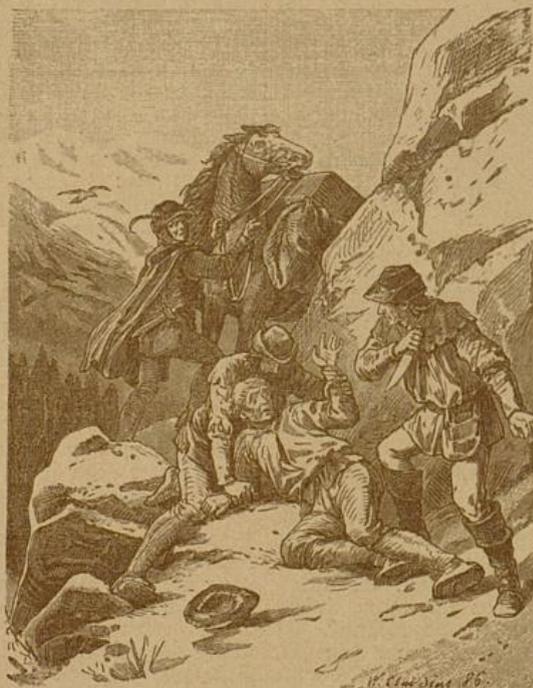
denn vor der Kleinen fürchteten sie sich nicht. Nur eine alte Eulenmutter nahm sich des jungen Glöckleins an, flog zu ihm hin aufs nächste Gebälk und unterhielt sich mit ihm fast die ganze lange Nacht hindurch.

Schon bei den ersten Worten erkannte das Glöcklein, daß die Eulenmutter sehr erfahren und recht vernünftig sein müsse, drum faßte es Zutrauen und so gab ein Wort bald das andere. Die Eulenmutter hielt nicht viel auf die Welt, denn es war ihr schon recht schlecht ergangen und sie hatte schon manche Maus gefangen, die andere, vornehmere Eulen, ohne sie zu fragen, verspeisten. Aber sie hielt viel auf ein einfältiges und gutes Herz und meinte, man könne besser damit durch die Welt kommen als mit einem wohlgeschliffenen Schnabel oder einem Kopf voll Ränken und Schwänken, Hinterlist und Prahlerei. Die Gule war eine Zeitlang Haushälterin bei einem gefürsteten

Abler, der zu den Allerhöchsten dieser Erde zählte. Sie hat da wenig gute Tage gehabt, denn der Adler hatte einige Falken als Lakaien angestellt, die sich auf ihre Betterschaft viel zugut thaten. Und als die Gule eines Tages aussprach, verwandte Lakaien seien auch nur Lakaien, da wurde sie von der Sippe verleumdet und beschimpft trotz ihrer vernünftigen Art und Weise. Jetzt lebte die Alte wieder einsam im Turm. Und sie tauschte mit dem Glöcklein so freundliche und herzliche Worte aus, daß dieses gestrohten Sinnes wurde. „Tröste auf deinem Weg alle, die deines Trostes bedürfen, sei hilfreich und gut, dann wirst du leicht dein Ziel gewinnen!“ sagte sie. In der nächsten Frühe nach Gründonnerstag nahm das Glöcklein Abschied von der Gule, von dem alten Turm und flog dem sonnigen Süden zu. Das Herz wurde ihm schwer und die Thränen flossen in den ersten Stunden, dann wurde es

besser. Der Reiseflug ging gut von statten; die Luft war frühlingsmild und freundlich und die Gegend schön. Da unten zog der Rhein seinen hellleuchtenden Weg, freundliche Städte und Dörfer, saftgrüne Felder und lachende Fluren links und rechts. Dann ging's hohen Bergen zu. Nun wurde die Luft eifig kalt und immer kälter, bis es voller harter Winter war. Jetzt wohnten die Menschen auch nicht mehr in Städten und Dörfern zusammen, sondern in einzelnen Gehöften hoch im Gebirg. Endlich wurde die Luft gar dünn, der Atem ging schwer; es war schneidend kalt und ein dichtes Schneegestöber wirbelte in der Luft. Dem armen Glöcklein wurde recht bang zu Mut. Was war aber das?! Ein jammervoller Laut klang an sein Ohr. Es horchte zu. Ja das sind Menschenstimmen. Dort geht ein Pfad aus dem Thal herauf. Und jetzt triift ein herzerreißender Ton

sein Ohr, das Glöcklein beieilt sich hinzukommen, von wo der Laut ausging. Ja was geht da vor! Ein gewaltiges und schwerbepacktes Saumpferd stapft den Alpenpfad, geführt von einem alten Mann, dem drei wüste Gefellen folgen. Sie sind mit Messern und Stöcken bewaffnet und wollen dem Alten ans Leben, um des Saumpfers Ware zu rauben und zu teilen. Die drei haben sich schon über den alten Mann hergemacht. Er ruft ihre Barmherzigkeit an, sie aber wollen seinem Leben ein Ende machen. Der Schnee ist blutig, denn der Alte hat schon seine Wunden. Da gilt's, keine Zeit zu verlieren. Das Glöcklein rast herzu und heult seinen fürchterlichsten Ton den Mordgesellen ins Ohr. Die sind verblüfft und lassen ihr armes Opfer. Da faßt das sonst so furchtame Glöcklein bessern Mut, stürmt aufs neue auf die Mörder ein und heult ihnen furchtbare Weltgerichtsöne entgegen. Seine Stimme ist ihm zu gewaltiger Macht gewachsen. Die Mörder fliehen, das Glöcklein hinter ihnen in den Klüften drein. Sie wollen sich verstecken, das Glöcklein schreit ihnen zu: „Heraus, ihr Mordbuben, aus eurem Versteck!“ Sie können die furchtbare Macht dieser Töne nicht ertragen, sie eilen aus ihrem Versteck und fliehen weiter. Sie wollen sich trennen, das Glöcklein treibt sie wieder zusammen. So geht's in rasender Flucht. Dort sind Stätten der Menschen, dort ist ein Dorf. Die Mörder erschrecken davor, aber das Glöcklein läßt ihnen keine Zeit zur Besinnung. Die Leute im Dorf vernehmen den seltsamen Glockenruf und eilen auf die Straße zusammen. Sie sehen die blutigen Gefellen, sie sehen die hinter ihnen rasende Glocke und wissen nicht, was das zu bedeuten hat. Aber die Mörder in ihrer Herzensangst fallen aufs



Er ruft ihre Barmherzigkeit an, sie aber wollen seinem Leben ein Ende machen.

Knien und rufen mit emporgeshobenen Händen: „Erbarmen! Erbarmen! Wir sind die Mörder! Wir sind schuldig! Erbarmen!“ Nun wußten die Leute, um was es sich handelt. Sie nahmen die Mordgesellen gefangen und legten sie ins Eisen.

Das Glöcklein hielt einen Augenblick inne, gleichwie um auszuruhen. Dann schlug es einen ganz andern Ton an, einen barmherzigen Klang: „Folget mir, folget mir!“ Es kam den Leuten reich ins Gemüt, was das Glöcklein wollte, und sie liefen ihm darum willig nach. Das Glöcklein flog immer schneller, denn es schien Gile zu haben, doch die Leute wurden nicht verdrießlich und gingen so schnell, als die Veine und der Atem es erlaubten, so herzlich, barmherzig und lebend war der Ton der silbernen Führerin. Bald kamen sie an die Stelle, wo das wuchtige Saumpferd stand und sein Führer im Blute lag. Jetzt wußten

die Dorfleute, warum die Glode so gejamert und geklebt; sie legten rüstig Hand an, brachten den wunden Mann auf sein Säumtier und führten ihn ins Dorf herab zu wohlthätiger Pflege und Genesung. Das Glöcklein war aber todmüde; es legte sich in den tiefen Schnee und schlief ein mit warmem Herzen trotz der großen Kälte, denn es hatte eine gute That vollbracht. Das Glöcklein erwachte wieder; es wußte nicht, wie lange, fühlte aber, daß es gut geschlafen. Nun kam ihm seine Pflicht zu Sinn und es beeilte sich, den Reifflug fortzusetzen. Bald hatte es die schneeigen Alpen hinter sich und flog wieder über lachendem Land. Fernhin war auch das Meer und es wunderte sich über das gar so große Gewässer. Es flog über großen und schönen Städten hin und die Luft war immer rein und heiter. Bald sah es fern, fernhin eine große Stadt mit einem riesigen, runden Thurm: das mußte Rom, die heilige Stadt, sein. Es war die heilige Stadt. Nun hörte das Glöcklein entferntes Summen und Klingen, wie wenn von vielen auf der Wallfahrt ein Rosenkranz gebetet wird. Was war das? Es kam näher. Siehe da, es kamen unzählige Gloden von jener Stadt daher, große und kleine, die plauderten und summten fröhlich und wohlgenut, denn sie hatten ihren Segen. Nur einige davon beteten das Ave Maria. Das Silberglöcklein erschrak ein wenig, dann raffte es sich wieder auf und flog beharrlicher seinem Ziel entgegen.

Da kam die gesegnete Glodenschar vorbei. Das Silberglöcklein sah weder rechts noch links, flog seines Weges, aber es bemerkte doch seine Turmschwester und vernahm, wie die heimtückisch kicherten und lachten. Jetzt flog es über der heiligen Stadt Rom und jener ansehnliche Palast mußte des heiligen Vaters Wohnung sein, denn es war ein großes vergoldetes Kreuz am Dach angebracht. Das Glöcklein klopfte und pochte an allen Thüren und Thoren, aber es ward ihm nicht aufgethan. Es irte traurig um den Palast herum, klagte und weinte, und es war niemand, der sich seiner erbarmen wollte. So war es einen ganzen langen Tag. Am andern Morgen faßte es sich ein Herz und pochte mit kräftigerer Hand. Einmal, zweimal, dreimal! Das dritte Mal am stärksten. Da öffnete sich ein großes Portal und heraus trat ein Mann, der sah so barsch aus, daß er der heilige Vater nicht sein konnte. Er trug einen schweren Stab von Eisen in seiner Hand. Das Glöcklein fragte bescheiden nach dem Vater der Christenheit, der Mann antwortete barsch: „Du fragst umsonst, du kommst zu spät, du faumseliger Klatterstimm! Fort von hier!“ Bei diesen rauben Worten verfestete der barsche Mann dem Glöcklein mit seinem Eisenstab einen schweren Schlag, daß es zurücktaumelte. Ein herzzerreißender Schrei, der nicht mehr Klang, nicht mehr Ton war, entfuhr seinen Lippen, so schwer hatte es der Schlag getroffen. Der raube Mann rief noch: „Wenn du zehnmal als reuige Sünderin zur rechten Stunde in der Karwoche hierher wallfahrest und um Gnade flehest, dann soll der Bann von dir genommen sein und Stimme und Klang sei dir zurückgegeben.“ Jetzt schloß das hohe Portal sich.

Das Glöcklein lag in tiefer Ohnmacht; als es wieder zu sich kam, seufzte es tief auf und begann mit traurigem Sinn, heimwärts zu fliegen. Seine Stimme war gebrochen und seine Seele krank.

Es kam rasch und glücklich in die Heimat, denn seine Sehnsucht nach dem alten Turme war groß, obgleich es da nicht viel Frieden und Freude finden konnte bei den neidigen Schwestern. Die aber kicherten und lachten, als die traurige Kleine ankam und sich

auf ihren schöngeputzten Kinderstuhl setzte. Es war Sonntag nach Ostern. Die Schwestern jubelten harmonisch ins Land hinaus und freuten sich ihrer Stimme, es war aber niemand, der das Silberglöcklein anzoog, seine Stimme erklingen zu lassen. Und es war froh darum, denn es hatte keinen Klang mehr. Die alte Gule aber teilte dem Glöcklein mit: „Ich sah gestern im Ratssaal verborgen, da wurde vom Stadtschreiber ein Brief des päpstlichen Kämmerers an den Magistrat verlesen. Der schrieb: Hochehrfamer Magistrat! Eure Silberglode kam zur Segnung unverzeihlicher Weise zu spät. Sie ist von uns mit dem kleinen Bann belegt: Wohlklang und Stimme sind ihr genommen. Zehnmal muß sie reuig und demüthig, folgjam und ohne Säumnis die Reise hierher machen, dann soll sie wieder in Gnaden angenommen und ihr Stimme und Wohlklang zurückgegeben sein.“

Das wußte ja das arme Glöcklein alles schon; es wollte mit getreuem Herzen und gehorsamem Sinn Buße thun, das Opfer vollbringen und dann dem heiligen Vater erzählen, warum es gehindert war, zur rechten Zeit nach Rom zu kommen.

Das arme Glöcklein durfte seinen Bußgang niemals machen. Das Jahr darauf wurde unsere Stadt lutherisch, die Gloden auch und mit ihren Romreisen war es aus und vorbei. So hat das Silberglöcklein seine heißere Stimme behalten müßen bis auf den heutigen Tag, weil es lutherisch geworden ist. Eine Glode aber ist unglücklich, wenn sie keine Stimme hat! schloß der alte Wächter seine Erzählung.

### Eine unterbrochene Opernprobe.

Von Oskar Höder.

Zu jener gesegneten Zeit, als noch Eduard Devrient am Karlsruher Hoftheater sein dramaturgisches Scepter schwang, verbrachte an dem gleichen Institute ein Mann sein harmloses Dasein, auf welchem das alte Gellert'sche Wort: „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb!“ seine volle Anwendung fand. Michelfelder — so lautete der poetische Name des unberühmten Mannes — hatte damals nur die beiden ersten Thaten zuwege gebracht, zu der letzten, dem Sterben, ernannte er sich erst später.

Obgleich er als Theaterdiener der Großherzoglichen Hofoper eine öffentliche Stellung einnahm, drang sein Name doch nur selten in die Öffentlichkeit; im Laufe des Jahres gewöhnlich einmal, wenn er seinen Freunden und Gönnern das freudige Ereignis mittheilte, daß ihn seine liebe Frau mit einem neuen Söhnchen oder Töchterchen beglückt habe.

Unser unberühmter Mann gehörte zu jenen kleinen, rundlichen Gestalten, denen Behäbigkeit und Gemüthlichkeit eigen sind, die sich nicht gern aus ihrer Ruhe, ihrem geistigen Dolce far niente bringen lassen, ja sich sogar zu einem mächtigen Zorn aufraffen, wenn dieser unliebame Fall eintritt. Michelfelder ging in dieser Beziehung sogar noch einen Schritt weiter, er erhob sich zum Sarkasmus.

Der freundliche Leser wird diesen Charakterzug an dem sonst so beschränkten Manne wahrscheinlich etwas eigenthümlich finden, allein er darf nicht vergessen, daß unser Held dem Theater angehörte und daß in diesem Kreise vieles eigenthümlich ist.

Der Theaterdiener zählt in der Bühnenwelt durchaus nicht zu den letzten Unterbeamten, er nimmt im Gegentheil eine gewisse Rangstellung ein, an welche